

Der „Teufel“ steckt im Detail

Anton Diabelli, nach einer Lithographie von Josef Kniehuber von 1841.

ALTE NOTEN-SCHÄTZCHEN IM MAKIS-ARCHIV: AUSGABEN VON DIABELLI

Aus einem Dämon wurde ein gefälliger Diabelli, der dann Noten verlegte ...

Die Musikakademie Siegerland Südwestfalen (Maksi) hat schon seit einigen Jahren ihre Geschäftsstelle in Stift Keppel und überhaupt, wie es heißt, „ihr schönes Zuhause“ dort gefunden. Dazu gehören auch eine Musikbibliothek und ein Notenarchiv mit bereits mehr als 5000 erfassten und noch mal so vielen unregistrierten Titeln, darunter Chor- und Orchesterpartituren, Instrumentalsätze, Gesangsnoten, Klavierauszüge. Kurzum alles, was sich mit Instrumenten und menschlichen Stimmen zum Klingen bringen lässt. Der Fundus hat sich rasch aus Notenspenden gefüllt. Chöre haben nach ihrer Auflösung ihre Notenbestände übergeben, Privatpersonen eigene bzw. aus Erbschaften hinterlassene Noten gestiftet, und auch aus dem Schulgebrauch ist etliches hinzugefügt worden. Wer möchte, kann sich kostenfrei Noten ausleihen.

Dem Notenarchivar, Autor dieses Artikels, sind im Laufe der Zeit beim Einsortieren viele Exemplare durch die Hände gegangen. Darunter auch bemerkenswerte alte Schätzchen. Da schaut man gerne zweimal hin, wenn sich erschließen lässt, dass die Notendrucke aus dem 19. Jahrhundert stammen. Wenn man Anton Diabelli (*1781) als Verleger auf dem Titel liest, wähnt man sich bei den Originalausgaben in der Wiener Klassik angekommen.

Die Notenblätter sind zwar schon stockfleckig, aber das Umblättern halten sie noch schadlos aus. Das säurearm verleihte Papier mit paralleler Faserung zum Bund begünstigt die Flexibilität und bleibende Festigkeit, doch ohne Steifigkeit. Früher war es üblich, mehrere Notenbände zusammen in ein Buch einzubinden. So finden sich in der gleichen Sammlung auch Noten aus dem Verlag von Carl Anton Spina (1827–1906), Sohn von Anton Spina (1790–1857), der 1824 in die Firma Diabelli & Co., „K. K. Hof- und private Kunst- und Musikalienhandlung“ als Companion eintrat.

Das Geschäft befand sich im 1. Bezirk der Wiener Altstadt am Graben No 1133, Nr. 14, Ecke Bräunerstraße, im Arkadenhof des ehemaligen Palais' Selb, seinerzeit bekannt durch den prachtvollen Renaissance-Innenhof von 1566. In den rückwärtigen, ebenerdigen Räumen des Hauses befanden sich im 16. und 17. Jahrhundert die Arrestlokale des Stadtgerichtes. Später dienten diese Räume als Magazine der besagten Musikalienhandlung Diabelli beziehungsweise Spina. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wohnte in dem Hause auch der kunstsinnige Regierungsrat, Hoftheatersekretär und Schriftsteller (u. a. Librettist von „Fidelio“ von Ludwig van Beethoven) Dr. Josef von Sonnleithner. Sein Bruder führte von 1815 bis 1824 dort einen musikalischen Salon, in dem zahlreiche Lieder von Franz Schubert uraufgeführt wurden (in der Nachfolge „Schubertiaden“ genannt). Gemeinsam mit seinem Nachbarhaus, Nr. 15, wurde der Arkadenhof abgerissen und stattdessen 1874 der Grabenhof errichtet.

Besagter Diabelli war selbst auch Komponist. Musikhistorisch ist er vor allem berühmt durch seine 33 Variationen über einen im Grunde simplen, nach ihm benannten Walzer. Ludwig van Beethoven, der sich mit ihm angefreundet hatte, nannte ihn scherzhafterweise „meinen Diabolus“. Sein Vater – zum Teufel aber auch! – hieß Dämon. Ihm wollte es schicklicher erscheinen, den wenig vertrauenserweckenden Nachnamen zu verfremden, zu italienisieren – im Italienischen hieß der Zwietracht stiftende Ungeist Diavolo, so dass er daraus den gefälligeren „Diabelli“ machte.

Bemerkenswert ist das im wahrsten Wortsinn gestochene scharfe Notenbild der alten Diabelli-Notenausgaben. In der Tat hat man früher Noten nicht gesetzt, sondern gestochen bzw. gestempelt, und zwar gleich in eine weiche Blei-Zinn-Antimon-Legierung. Mit einem fünflinigen Rastral wurden vorab die Notenzeilen gezogen, mit Stahlstempeln ganze und halbe Noten, Vorzeichen und Notenschlüssel in die Platte geschlagen und mit dem Stichel Notenhälse ins Blei gegraben. Alles in Handarbeit.

Was die Taktgliederung und Zeichenfolge der Noten betraf, ließen sich die Abstandsweiten variabel einrichten, ebenso die Seitenumbrüche, so dass an passenden Stellen umgeblättert werden konnte. Notenkundig mussten die

Notensteher schon sein und auch Verständnis für die praktischen Ausführungsbedürfnisse der Instrumentalisten und Sänger mitbringen.

Viele der alten Notenstiche, oftmals Erstausgaben, sind Jahrzehnte lang immer wiederverwendet worden, da es für neuere, vielleicht sogar bessere Fassungen offenbar kaum Bedarf gab.

Später hat man von den Original-Notenstichplatten Barytabzüge angefertigt, von denen direkt Positivfilme für den Offsetdruck oder Buchdruckklischees hergestellt werden konnten. Die heute von nahezu jedermann mit Hilfe von Computerprogrammen digital gesetzten Noten reichen an die frühere Qualität selten heran.

Es ist auffällig, dass die meisten Notenverlage es immer noch vermeiden, die Jahreszahl der Druckausgabe anzugeben, dem Anschein nach zeitlose Notenbilder, manchmal so alt wie die Komposition. Zumeist sind die Druckfahnen nach dem ersten Andruck von den Komponisten noch selbst durchgesehen und, wenn nötig, revidiert worden. Auf den weichen Bleiplatten ließen sich falsche Noten leicht wegplätten. Noch heute ist der Platteneindruck (Tiefdruck) ins Papier in deutlichem Randabdruck zum Notensystem zu sehen.

Selbst bei gewissenhafter Übertragung vom Manuskript des Komponisten auf die Druckplatten passierten immer wieder Fehler, zumal die handgeschriebenen Noten oftmals flüchtig, rasend schnell wie die auswendig im Gedächtnis repetierten Töne fast in Echtzeit zu Papier gebracht wurden. Nicht wenige Kompositionen entstanden zunächst nur im Kopf und wurden sofort, d. h. ohne Erprobung mit einem Instrument, handschriftlich fixiert. So hatte Franz Schubert, wie überliefert ist, beim Komponieren meistens nur einen Schreibtisch vor sich. Entsprechend rätselhaft zeigte sich mitunter das gehuschte Geschreibsel für den Notensteher, der sich im musikalischen Sinne einen Reim darauf machen musste.

Während der gelegentliche Druckfehler im Buchstabensatz immer noch den Wortsinn, vor allem im Textzusammenhang, erhalten lässt, konnte eine einzige falsche Note der Komposition eine völlig entstellende Wendung geben. Ob es auch Notensteher gab, die sich wie vormals beim Buchdrucker Johann Ballhorn († 1603) eigenmächtige Verbesserungen bzw. Verschlimmbesserungen, also „Verballhornungen“ anmaßten, ist selten in die Öffentlichkeit gelangt.

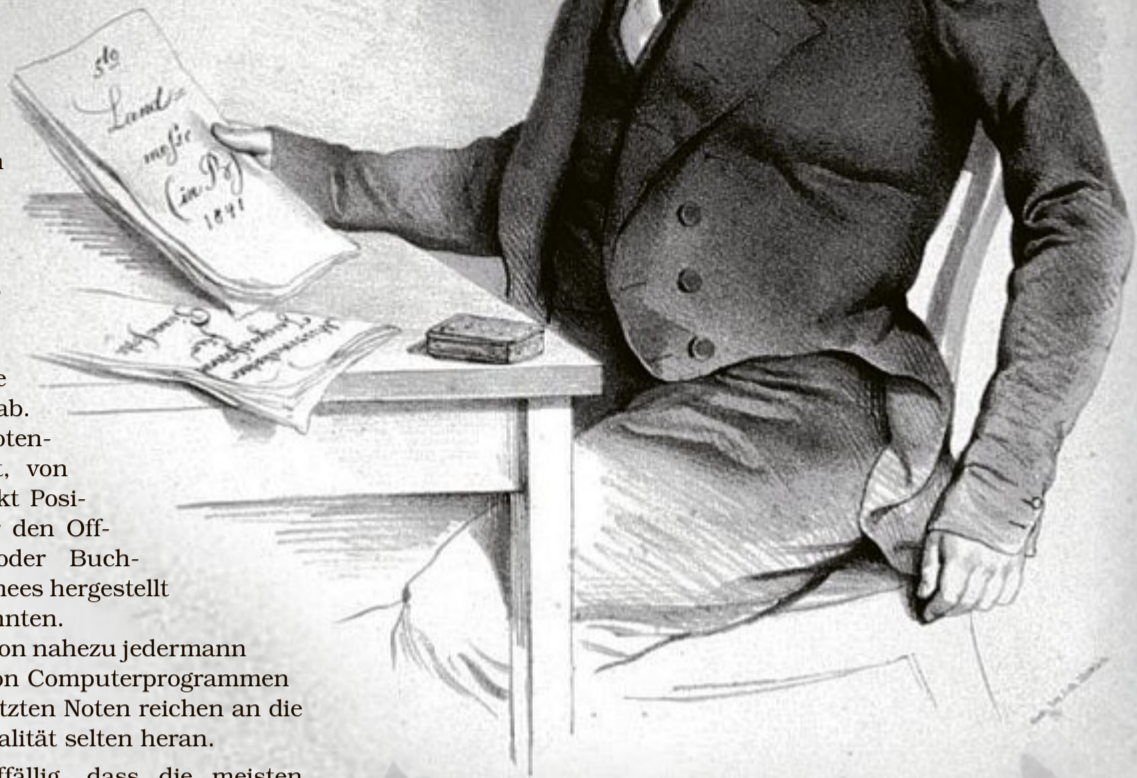
Zwingend ist immer die Beachtung einer stimmigen Notenmathematik. Durch die Revision der Komponisten selbst, soweit sie zum Zeitpunkt der Veröffentlichung noch lebten, war letzthin garantiert, dass wir heute spielen und hören, was damals so auch von ihnen gedacht war.

Ins Blei gestochen, heißt in Spiegelschrift gefertigt. Auch in dieser Hinsicht waren Notensteher Künstler. Ebenso künstlerisch sind die aufwendigen, dekorativen Titelkupfer gestaltet. Auch hier hat man oft die Titelseiten, die schon beim ersten Erscheinen die Notendrucke zierten, bei den nachfolgenden Ausgaben, selbst bis in unsere Zeit, wiederverwendet bzw. photomechanisch faksimiliert.

Was Diabelli betrifft, so weiß man, dass er 1818 durch seine Bekanntschaft mit dem Wiener Verleger Peter/Pietro Cappi († 1826) in das Verlagsgeschäft einstieg. Den Musikalienhandel, den beide zunächst gemeinsam betrieben, übernahm Diabelli sechs Jahre später. Als Verleger förderte er einige der großen Komponisten seiner Zeit: Hier sind neben Franz Lachner, Michael und Joseph Haydn, Luigi Cherubini, Mozart und vor allem Franz Schubert zu nennen. Diabelli wurde für sein Lebenswerk mehrfach ausgezeichnet. Die Gesellschaft der Musikfreunde Wien und der Dommusikverein Salzburg ernannten ihn zum Ehrenmitglied, der Kaiser verlieh ihm den Titel eines „k. k. Hofmusikalienhändlers“. Am 8. April 1858 starb Diabelli „in geistiger Umnachtung“. Auf dem St. Marxer Friedhof in Wien wurde er beerdigt.

Text: Dr. Erwin Isenberg | Fotos: privat Gestaltung: Sven Geweth

Das Denkmal auf dem Grab von Anton Diabelli findet sich auf dem St. Marxer Friedhof.



Titelkupfer zur Originalausgabe „Gesänge aus Wilhelm Meister“ von Franz Schubert (1816).



Ein Ausschnitt aus dem Anfang des Notensystems: Gesänge aus „Wilhelm Meister“ von Goethe, Nr. 3., Lied der Mignon, „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide“.



Schickes Domizil: Die Musikalienhandlung Diabelli/Spina befand sich im Arkadenhof des ehemaligen Palais' Selb (Am Graben 14 in Wien), das bekannt war für seinen prachtvollen Renaissance-Innenhof (1566).

So sieht das Palais Selb, der Grabenhof, heute aus (Außenansicht). Es ist ein Hotel- und Geschäftsgebäude.

